

Die Wissenschaft des Wissenschaftsjournalismus

Eine Forschungskritik und ein Alternativvorschlag

Von Matthias Kohring

1 Einleitung

In der modernen Gesellschaft, die anstatt auf Tradition auf eine offene Zukunft setzt, gibt es kaum eine Handlung, die nicht als riskant wahrgenommen werden kann. Die Produktion kognitiv geprüften Orientierungswissens hat aus diesem Grunde eine immense Bedeutung erlangt und frühere Orientierungsinstanzen wie Religion und Moral zurückgedrängt. Es ist diese Bedeutung der Wissenschaft für die Gesellschaft, die der Diskussion um den Wissenschaftsjournalismus ihre Berechtigung und auch ihre Brisanz verleiht.

Dabei sollte man prinzipiell zwischen dem Wissen aus der Wissenschaft und dem Wissen über die Wissenschaft unterscheiden. Das Wissen *aus* der Wissenschaft dient dazu, den Orientierungsbedarf sozialer Akteure zu befriedigen. Zum Wissen aus der Wissenschaft gehören z. B. Erkenntnisse zu den Ursachen von Krebs oder zur Veränderung von modernen Lebensläufen („lebenslanges Lernen“) oder die Entdeckung einer neuen Spinnenart im Amazonas-Regenwald. Allerdings ist auch die Wissenschaft ein Produkt der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung. Sie fügt zu den schon vorhandenen Perspektiven eine weitere hinzu. Damit erzeugt sie potenziell neue Konflikte und trägt somit selbst zur Unüberschaubarkeit der Gesellschaft bei. Es bedarf also auch eines Wissens *über* die Wissenschaft. Wissen über Wissenschaft berührt z. B. die Finanzierung von Hochschulen oder die Interessenkonstellationen und -kollisionen bei der Ermittlung der wissenschaftlichen ‚Wahrheit‘. Beide Wissensformen werden relevant, wenn wissenschaftliche Erkenntnisse oder die WissenschaftlerInnen selbst in außerwissenschaftliche Konflikte geraten, was nicht ungewöhnlich ist und sogar die Bedeutung der Wissenschaft unterstreicht.

In diesem Spannungsfeld der Diskussion über das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Gesellschaft ist das Thema Wissenschaftsjournalismus angesiedelt. Es lohnt daher, die Kommunikations- und Medienwissenschaft – als ‚zuständige‘ Wissenschaft vom Wissenschaftsjournalismus – genauer nach der Funktion der Wissenschaftsberichterstattung zu fragen. Von ihren Antworten hängt z. B. ab, welche Qualitätskriterien man auf die Berichterstattung anwendet, aber auch, worauf Hochschulen bei der Ausbildung von WissenschaftsjournalistInnen Wert legen. Ungenügende oder sogar falsche Antworten könnten letztlich dazu führen, dass die Gesellschaft über ihr so bedeutendes Subsystem Wissenschaft unzureichend informiert wird – und dies noch nicht einmal merkt. Thema dieses Beitrags ist also, wie die Kommunikations- und Medienwissenschaft ihren Forschungsgegenstand Wissenschaftsjournalismus modelliert und was hiervon zu halten ist.

Zunächst gebe ich einen kurzen Überblick, wie sich die Diskussion zur journalistischen Wissenschaftsberichterstattung historisch entwickelt hat, wobei ich mich hier auf den deutschsprachigen Bereich beschränke.¹ Im zweiten Abschnitt meines Beitrags stelle ich die wichtigsten Komponenten der dominierenden Sicht auf den Wissenschaftsjournalismus vor.

Hieran schließt sich eine zweifache Kritik der Forschung an: Aus gesellschaftstheoretischer Sicht diskutiere ich zum einen die Auffassung von Wissenschaft als Produzenten eines allgemeinverbindlichen, objektiven Orientierungswissens. Zum anderen erörtere ich die Annahme, durch Wissensvermittlung Akzeptanzprobleme der Wissenschaft lösen zu können. Aus Journalismustheoretischer Sicht gehe ich danach auf die Vorstellung ein, dass Wissenschaftsjournalismus in erster Linie als ein Informationsvermittler im Dienste der wissenschaftlichen Aufklärung zu begreifen sei. Abschließend diskutiere ich, wie die Frage nach der Funktion der Wissenschaftsberichterstattung alternativ beantwortet werden sollte.

2 Die Forschung zum Wissenschaftsjournalismus

Eine kontinuierliche Diskussion über die Wissenschaftsberichterstattung setzt in Deutschland zu Anfang des 20. Jahrhunderts ein. „Aschenbrödel Wissenschaft, künstlerische und nützliche Mitteilungen kommen am Ende der langen Reihe. Das ist tief bedauerlich.“² So lautet das Fazit einer Inhaltsanalyse von Tageszeitungen aus dem Jahr 1909. Zu einem gegensätzlichen Ergebnis kommt der bekannte Zeitungswissenschaftler Otto Groth in seiner Dissertation aus dem Jahre 1913. Aus seiner Inhaltsanalyse zieht er den Schluss, dass die „Aufgabe der ‚Popularisierung der Wissenschaft‘ [...] von den Zeitungen durchaus nicht zurückgestellt“ werde.³ Mit dieser Ansicht steht Groth aber zunehmend alleine da. Bis die deutschsprachige Kommunikations- und Medienwissenschaft sich des Themas wirklich annimmt, vergehen noch über sechzig Jahre. Bis dahin wird die Diskussion über die rechte Form des Wissenschaftsjournalismus weitgehend von Journalisten und Verlegern, Wissenschaftlern, Wissenschaftsfunktionären und Politikern geführt. In den Zwanzigerjahren hat die Diskussion einen ersten Höhepunkt. Betont wird damals vor allem die ökonomische Bedeutung der Technik für das wirtschaftlich angeschlagene Nachkriegsdeutschland.

Nach dem Zweiten Weltkrieg steht zunächst die Medizinberichterstattung im Fokus der Aufmerksamkeit, wobei es vor allem um „Abwehrmaßnahmen“ gegen die „Gefahren medizinischer Sensationsmache“⁴ geht. In den Sechziger- und frühen Siebzigerjahren wird die Auseinandersetzung – um nur die wichtigsten Begriffe zu nennen – vor dem Hintergrund des Kalten Krieges, dem Streit um Hochschulreformen, der Technokratiedebatte und dem politischen Konzept einer kritischen Öffentlichkeit fortgeführt. Hier kommt auch der Begriff der „öffentlichen Wissenschaft“ auf. Wissenschaft soll aus zwei Gründen öffentlich sein: Zum Ersten seien in einer Demokratie wissenschaftspolitische Entscheidungen vom wissenschaftlichen Kenntnisstand der Bevölkerung abhängig. So meint 1968 der bekannte Wissenschaftspublizist und Physiker Heinz Haber: „Wenn die Öffentlichkeit durch einen falschen Bildungsbegriff, die Welt, in der sie lebt, nicht begreift, dann kann sie auch ihr eigenes Schicksal nicht in demokratischem Sinne in die Hand nehmen.“⁵ Neben diesem *Demokratie-Argument*, wie ich es nenne, gibt es zum Zweiten noch das *Sponsor-Argument*: Die (Natur-)Wissenschaft soll öffentlich werden, um ihre Finanzierung aus Steuergeldern zu legitimieren. In diese Zeit fällt auch die Empfehlung der Westdeutschen Rektorenkonferenz, Informations- und Pressestellen an den Hochschulen einzurichten⁶. Öffentlichkeitsarbeit wird als eine demokratische Informationspflicht, als „Bringeschuld“⁷ der Hochschulen verstanden.

Im Frühjahr 1974 beginnt am „Zentrum für interdisziplinäre Forschung“ der Universität Bielefeld die Forschungsgruppe „Journalismus und Wissenschaft“ zu tagen. Hiermit setzt eine

kontinuierliche kommunikations- und medienwissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Thema ein. In der Ausschreibung für diese Forschungsgruppe werden vier so genannte Problemkreise beschrieben, von denen inhaltlich zwei besonders interessant sind:

- 1) Das Verhältnis des Journalismus zu seinem Berichterstattungsobjekt Wissenschaft: „Ist Journalismus auf Wissenschaft angewiesen, wenn er die von ihm berichteten Sachverhalte verständlich machen will – oder hängt seine Vermittlungsfunktion gerade von einer bestimmten Resistenz gegen spezialisierte Erkenntnisformen ab?“⁸
- 2) Die Kommunikation der Wissenschaft mit ihrer Umwelt: „Ist Wissenschaft zunehmend auf Journalismus angewiesen, wenn sie Wirkungen auf und Unterstützung durch die Öffentlichkeit sucht – oder muß sie sich selber gemeinverständlich machen?“⁹

Die wenigen Publikationen, die aus dieser Forschungsgemeinschaft hervorgehen, behandeln nur das Problem der Vermittlung aus der Wissenschaft in die Öffentlichkeit. Die Frage nach der Resistenz des Journalismus gegenüber der Wissenschaft fällt regelrecht unter den Tisch. Journalismus wird als bloßer Informationsvermittler konzipiert, als ein „Dolmetscher zwischen Forschung und Öffentlichkeit“.¹⁰ Die Wissenschaftsjournalismusforschung konzentriert sich fortan auf den Versuch, das angeblich „gestörte Verhältnis von Journalismus und Wissenschaft“¹¹ zu therapieren. Die Kontinuität der dabei vertretenen Standpunkte, die Einheitlichkeit inhaltlicher Vorstellungen und die Tatsache, dass sich diese Standpunkte einer klar abzugrenzenden, homogenen Gruppe von Kommunikations- und Medienwissenschaftlern zuordnen lassen, erlauben es, die Forschung zum Wissenschaftsjournalismus als ein Paradigma zu bezeichnen: Ein Paradigma ist eine gemeinsame und vereinheitlichte Vorstellungswelt, in der die grundsätzlichen und erkenntnisleitenden Fragestellungen und theoretischen Annahmen übereinstimmen.

3 Das Paradigma Wissenschaftspopularisierung

Im Folgenden stelle ich die einzelnen Komponenten vor, die in ihrer Gesamtheit das Paradigma Wissenschaftspopularisierung ausmachen.

3.1 Gesellschaftliche Relevanz der Wissenschaft

Als zentrales Argument gilt der Forschung zum Wissenschaftsjournalismus die These von der steigenden Bedeutung der Wissenschaft für die Gesellschaft. Diese steigende Bedeutung drücke sich in einer immer stärkeren Übernahme politischer und ideologischer Orientierungsfunktionen aus, unter anderem sichtbar im expandierenden Expertenwesen. Die Problemlösungskraft von Wissenschaft und Technologie wird als wesentlicher Beitrag zur Gestaltung der Zukunft gewürdigt, Wissenschaft und Forschung gelten als „integrierender und höchst wichtiger Teil unserer Zivilisation“¹². Stephan Ruß-Mohl – Referent der Robert-Bosch-Stiftung für das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus und später Professor für Kommunikationswissenschaft an der FU Berlin – spricht in Anlehnung an den (allerdings durchaus wissenschaftskritischen) Politologen Wilhelm Hennis sogar von der „Lebensbestimmungsmacht“ Wissenschaft.¹³

Die Diagnose einer immer stärkeren Verwissenschaftlichung der Gesellschaft umfasst nur gelegentlich auch Hinweise auf die Risiken einer solchen Entwicklung. Relativ häufig erscheint dann der Verweis auf das Problem einer demokratischen Steuerung und Kontrolle von Wissenschaft und Technologie. In neuerer Zeit werden Risiken von Hochtechnologien wie z. B. Gentechnologie erwähnt. Solche Hinweise geschehen aber ausschließlich in cursorischer Form. Insgesamt kommt die Behauptung von der wachsenden Bedeutung der Wissenschaft nicht über die Funktion eines bloßen Schlagworts hinaus.

3.2 Kommunikationskrise der Wissenschaft

Die Behauptung von der wachsenden Bedeutung der Wissenschaft ist natürlich noch viel zu allgemein, um ein Paradigma Wissenschaftspopularisierung zu identifizieren. Die zweite Komponente ist, dass dessen Vertreter ein Kommunikationsproblem zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit diagnostizieren. Eine der Ursachen für wachsende Kommunikationsschwierigkeiten zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit seien die wachsende Produktivität und immer weitere Spezialisierung der Wissenschaft. Die Autoren greifen zu einer drastischen Metaphorik, um die Dramatik der Situation zu verdeutlichen: So ist wahlweise von einer „Kommunikationslawine“¹⁴ oder „Informationslawine“¹⁵ die Rede, gar von einer Informationsexplosion, von wissenschaftlichen „Publikationshalden“, die auch noch zumeist aus „Informationsmüll“ bestehen. Nach Ansicht der Autoren nimmt es deshalb nicht wunder, dass es zu einer „teilweise heillosen Verstopfung der Informationskanäle“¹⁶ komme.

So lautet denn das einhellige Fazit der Forschung, dass die Krise zwischen Wissenschaft und Gesellschaft „auch oder gar vor allem als Kommunikationskrise“ zu betrachten sei – so Walter Hömberg¹⁷, neben dem schon erwähnten Ruß-Mohl einer der Hauptvertreter der Wissenschaftsjournalismusforschung. Wenn man den Begriff der Kommunikationskrise genauer zu fassen sucht, wird deutlich, dass eigentlich eine *Vermittlungskrise* gemeint ist: Das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Gesellschaft wird deshalb als problematisch beurteilt, weil die Vermittlung wissenschaftlichen Wissens, und zwar *aus* der Wissenschaft *in* die Gesellschaft, defizitär erscheint. Die Ausrufung einer Krise erfolgt damit aus der Perspektive und im Namen des Wissenschaftssystems. Auch die Problematik der demokratischen Kontrolle von Wissenschaft wird in einem generellen Wissensdefizit der Bevölkerung gesehen. Dieses könne nur durch „rückhaltlose Aufklärung der Gesellschaft“, und zwar gemeinsam durch Politiker, Wissenschaftler und Journalisten, behoben werden.¹⁸

Neben diesem schon erwähnten Demokratie-Argument werden auch wirtschaftspolitische Gründe angeführt, die eine Abhilfe des vermeintlichen Vermittlungsproblems dringlich erscheinen lassen. Für Rainer Flöhl, Leiter der Redaktion *Natur und Wissenschaft* bei der FAZ, kommt es darauf an, wegen der wirtschaftlich existenziellen Bedeutung der Wissenschaft für das rohstoffarme Deutschland „in der Politik mehr Sensibilität für wissenschaftliche Fragen auszulösen.“¹⁹ Auch die Allensbacher Meinungsforscherin und Publizistik-Professorin Elisabeth Noelle-Neumann²⁰ betont eindringlich den Zusammenhang von technischem und wirtschaftlichem Erfolg. Überhaupt zeigen sich die Kommunikations- und MedienwissenschaftlerInnen außergewöhnlich besorgt über die angebliche Technikfeindlichkeit und Technikangst der Deutschen. Diese sei auch durch die inkorrekte Wissenschaftsberichterstattung verursacht. Die angebliche Technikfeindlichkeit wird als Gefahr

für die gesellschaftliche Orientierung angesehen und darüber hinaus für die nationale Konkurrenzfähigkeit schlechthin. Die Forschung begreift die Kommunikationskrise der Wissenschaft somit in erster Linie als eine *Akzeptanzkrise*. Indem diese wiederum als *Vermittlungskrise* interpretiert wird, rückt das angebliche Informationsdefizit der Öffentlichkeit in den Mittelpunkt der Überlegungen.

3.3 Popularisierung von Wissenschaft

Als Königsweg aus der konstatierten ‚Kommunikationskrise‘ der Wissenschaft wird die verstärkte Vermittlung von wissenschaftlichem Wissen in die Öffentlichkeit propagiert. Mit dieser Popularisierung von Wissenschaft ist untrennbar die Absicht verbunden, auch die gesellschaftliche Akzeptanz von Wissenschaft und Technologie zu fördern. Die Autoren des Paradigmas Wissenschaftspopularisierung befürworten die Vermittlung von Wissenschaft aus zwei Gründen: zur „Diffusion gesellschaftsrelevanten Wissens und zur Mobilisierung öffentlicher Unterstützung.“²¹ Diese Kopplung von Wissensvermittlung und gesellschaftlicher Akzeptanz der Wissenschaft lässt sich darauf zurückführen, dass das wissenschaftliche und technologische Wissen – zumeist implizit – als hierarchisch höherwertig bewertet und ihm daher eine Sonderstellung zugesprochen wird: „Wissenschaft soll Licht, sie soll Aufklärung bringen“, so lautet ein durchaus noch gemäßigtes Zitat aus der Diskussion.²² Aus dieser Perspektive sorgen sich die Autoren vor allem um die „tiefe Kluft“²³ zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, die als Vertrauens- und Akzeptanzkrise bewertet wird.

Die starke Orientierung an der Akzeptanz von Wissenschaft schlägt sich auch in der Bewertung der Öffentlichkeit selbst nieder. Diese sei nicht nur unzureichend informiert, sondern auch von Vorurteilen geprägt und insgesamt von einem rückständigen Bewusstsein gegenüber der wissenschaftlich-technischen Entwicklung gekennzeichnet. Popularisierung von Wissenschaft bedeutet demnach, die Relevanz wissenschaftlicher Erkenntnisse zu verdeutlichen, und zwar gegenüber einem wissenschaftlich nicht weiter gebildeten Laienpublikum. Dabei ist Wissenschaftsvermittlung nach Ansicht der Autoren schon dadurch legitimiert, dass sie als ein Akt der Aufklärung betrachtet werden kann. Auf dieses Akzeptanzprogramm richten die Vertreter des Paradigmas Wissenschaftspopularisierung ihr Hauptaugenmerk.

3.4 Popularisierung als Aufgabe des Wissenschaftsjournalismus

Das problematisch gewordene Verhältnis zwischen Gesellschaft und Wissenschaft als ein bloßes Informationsvermittlungsproblem zu interpretieren, ist die entscheidende *gesellschaftstheoretische* Weichenstellung im Paradigma Wissenschaftspopularisierung. Die entscheidende *journalismustheoretische* Weichenstellung besteht nun darin, dieses Vermittlungsproblem der Wissenschaft zum Vermittlungsproblem des *Journalismus* zu erklären. Als Konsequenz werden die Aufgabenbeschreibungen des Wissenschaftsjournalismus direkt aus dem Kommunikations- bzw. Vermittlungs- bzw. Akzeptanzbedarf der Wissenschaft abgeleitet. Im Einzelnen soll er folgende Aufgaben erfüllen:

Informationstransfer

Wissenschaftsjournalismus wird als ein Instrument verstanden, um das „kaum ermessene[.] Niemandland zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit“²⁴ zu überbrücken. Das Informationsvermittlungsproblem der Wissenschaft wird damit an den Journalismus delegiert, und zwar deshalb, „weil die Wissenschaftler allein den nötigen Transfer ihrer Arbeiten in die Öffentlichkeit nicht leisten können“²⁵ Wissenschaftsberichterstattung ist hier nicht Berichterstattung über, sondern aus der Wissenschaft. Heinz-Dietrich Fischer²⁶, Professor für Publizistik in Bochum und kooptiertes Mitglied der dortigen medizinischen Fakultät, bezeichnet die „Massenmedien als Transportvehikel der Wissenschaft“, und für Flöhl²⁷ ist der Wissenschaftsjournalismus „gewissermaßen der Transmissionsriemen zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit“.²⁸ Im Begriff des Informationstransfers schon implizit enthalten ist die Auffassung, dass diese Art der Wissensvermittlung sich nach wissenschaftlichen Kriterien zu richten hat: „In bezug auf die Wissenschaft heißt das nicht nur, Forschungsergebnisse zu ‚übersetzen‘, sondern auch, ihre Prämissen, ihre Zuverlässigkeit und Gültigkeit, die Probleme der Anwendung und die möglichen Folgen darzustellen.“²⁹ Auf die vermeintlich überlegene Rationalität von Wissenschaft und Technologie wird auch dann zurückgegriffen, wenn diese Bereiche zum Gegenstand gesellschaftlicher Konflikte werden. So erhofft sich Noelle-Neumann³⁰ von der Medienberichterstattung eine Technikdebatte auf höherem Niveau, so als sei jedes nicht-wissenschaftliche Argument von vornherein minderwertig. Dieser Ansatz wird am konsequentesten von Autoren wie z. B. dem Mainzer Kommunikationswissenschaftler Kepplinger³¹ verfolgt, die die Berichterstattung über Themen wie die Gentechnik und Atomkraft nicht nur ausschließlich von Wissenschaftlern bewerten lassen, sondern auch noch von denjenigen Wissenschaftlern, die selbst Gegenstand der oftmals kritischen Berichterstattung sind. Deutlicher als in diesen Arbeiten kann die Ausrichtung des Wissenschaftsjournalismus an den Kriterien – oder sogar: Interessen? – der Wissenschaft nicht demonstriert werden.

Bildung und Aufklärung

Über die Informationsfunktion hinaus wird dem Wissenschaftsjournalismus ergänzend eine Bildungs- und Aufklärungsfunktion zugewiesen. Aus der Perspektive des Wissenschaftssystems – und das ist die Perspektive, die das Paradigma Wissenschaftspopularisierung einnimmt – wird die Vermittlung von wissenschaftlichem Wissen als eine Aufwertung der nicht-wissenschaftlichen Kommunikation verstanden. Der Begriff der Bildung umfasst auch kulturelle Bildung und deutet damit auf die angebliche Diskriminierung von Wissenschaft und Technik als bloßes instrumentelles Wissen hin. Deutlich häufiger als die Bildungsfunktion wird die Aufklärungsfunktion des Wissenschaftsjournalismus genannt. Mit dieser von Hömberg³² feierlich deklamierten Anbindung an einen „emanzipatorischen Impuls, der der Tradition der europäischen Aufklärung folgt“, wird die gesellschaftliche Orientierungsfunktion der Wissenschaft noch stärker hervorgehoben. Wissenschaftliche Aufklärung steht für ein kritisch-rationales Problembewusstsein und eine demokratische Steuerung des wissenschaftlichen Fortschritts. So könne z. B. Technikpopularisierung „zu einem besseren Verständnis technischer Entwicklungen und damit auch zu rationaleren, am

Gemeinwohl orientierten und von informierten Stimmbürgern demokratisch mitgetragenen technologiepolitischen Entscheidungen“ beitragen.³³

Kritik und Kontrolle

Vor allem im Zusammenhang mit dem Aufklärungsbegriff wird Wissenschaftsjournalismus bisweilen auch eine Kritik- und Kontrollfunktion zugesprochen. Im Streit darüber, so Hömberg, „ob der Wissenschaftsjournalist nur als Dolmetscher der Wissenschaft neutral Fakten vermitteln oder als Vertreter der Öffentlichkeit Wissenschaft auch kontrollieren solle“³⁴, lässt sich die Position des Paradigmas Wissenschaftspopularisierung allerdings eindeutig festmachen: Zum Ersten wird eine Kritik- und Kontrollfunktion relativ selten angesprochen, zum Zweiten wird sie stets als eine Kontrolle nach wissenschaftlichen Kriterien konzipiert. Damit erfüllte sie aber lediglich eine Zusatzfunktion innerhalb der wissenschaftlichen Selbstkontrolle. Insgesamt scheint der gelegentliche Hinweis auf die Kritikfunktion des Wissenschaftsjournalismus also eher auf die pauschale Formel von der Kritik- und Kontrollfunktion des Journalismus zurückzugehen.

Akzeptanz

Schon die Bildungs- und Aufklärungsfunktion behauptet eine gesellschaftliche Vorrangstellung wissenschaftlichen Wissens. Von da ist es nicht mehr weit zu einer Funktionsbeschreibung, die explizit die Akzeptanzfunktion des Wissenschaftsjournalismus betont. Auf der materiellen Ebene bedeutet dies, zwecks „Mobilisierung für Subvention“ die Gesellschaft von der Nützlichkeit der Wissenschaft zu überzeugen³⁵. Mindestens genauso bedeutend ist aber auch, das Vertrauen in die gesellschaftliche Führungsrolle der Wissenschaft zu stärken. So stellt Noelle-Neumann³⁶ den folgenden stattlichen Forderungskatalog auf: „Der Öffentlichkeit ein Bild von Wissenschaft zu vermitteln heißt, Isolation der Wissenschaftler aufheben, Mißtrauen zerstreuen, Resonanz verstärken, begabten Nachwuchs zur Wissenschaft ziehen, Bereitschaft zur öffentlichen Unterstützung der Wissenschaft wecken, Wissenschaft zu einem Bestandteil von Bildung und gemeinsamem Interesse einer Bevölkerung machen.“ Hintergrund dieses Akzeptanzprogramms für Wissenschaftsjournalismus ist die gesellschaftliche Tendenz zu einer auch kritischen Betrachtung der wissenschaftlich-technischen Entwicklung – bekannt unter dem Begriff der Risikokommunikation und diskriminiert als Wissenschafts- und Technikfeindlichkeit. Dieser Kritik soll Wissenschaftsjournalismus in seiner Vermittlerrolle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit entgegensteuern: „Wie wichtig diese Funktion ist, zeigen die schweren Akzeptanzkrisen, in denen viele neue Technologien heute stecken. Der fortschreitenden Entfremdung von Wissenschaft und Öffentlichkeit muß Einhalt geboten werden.“³⁷

Fazit: Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus

Ich habe zuvor den Problembezug des Paradigmas Wissenschaftspopularisierung darin gesehen, dass aus der Perspektive des Systems Wissenschaft eine Akzeptanzkrise festgestellt wird. Diese Akzeptanzkrise wird auf Vermittlungsprobleme zwischen der Wissenschaft und der nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeit zurückgeführt. Wissenschaft soll daher verstärkt

popularisiert werden. Fasst man alle einzelnen Funktionszuweisungen zusammen, so soll die Funktion des Wissenschaftsjournalismus darin bestehen, die „Dauerkommunikation zwischen Wissenschaft und öffentlicher Meinung“, so Hömberg³⁸, zu bewerkstelligen und auf diesem Wege für die gesellschaftliche Akzeptanz von Wissenschaft und Technologie zu sorgen. Dass für diese Aufgabe der Journalismus ‚ausersehen‘ wird, verdankt er der rein pragmatischen Annahme, dass eine „breitstreuende Wissenschaftsvermittlung unter heutigen Bedingungen vornehmlich mit Hilfe von Massenmedien möglich“ ist³⁹. Das Vermittlungs- und Akzeptanzproblem von Wissenschaft und Technologie wird auf diese Weise kurzerhand zu einem Vermittlungs- und Akzeptanzproblem des Wissenschaftsjournalismus erklärt, das dieser – nicht die Wissenschaft! – nun zu lösen hat und an dessen Lösung er auch gemessen wird.

4 Die Ideologisierung des wissenschaftlichen Fortschritts

Die Vertreter des Paradigmas Wissenschaftspopularisierung setzen einseitig und in erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch schon naiv zu nennender Weise auf den Primat der wissenschaftlichen Orientierungsfunktion. Dabei übersehen sie einen entscheidenden Aspekt: Es ist gerade die angestrebte kulturelle Normalisierung der Wissenschaft, nämlich die exponentielle Steigerung der kognitiven und sozialen Wechselwirkungen zwischen Gesellschaft und Wissenschaft, die zu einer weiteren Problematisierung dieses Verhältnisses führt. In dem Maße nämlich, in dem wissenschaftliches Wissen seine Orientierungsfunktion reklamiert, setzt es sich dem Widerstand etablierter Wissensbestände und auch Werte aus. Ihre eigentliche Brisanz erfährt die Verwissenschaftlichung der Gesellschaft aber durch den Umstand, dass wissenschaftlich-technische Innovationen an gesellschaftliche Teilinteressen gekoppelt sind und auf diese Weise nicht nur eine ungleiche Verteilung von potenziellem Nutzen, sondern auch von potenziellen Schäden zur Folge haben können. Die Vertreter des Paradigmas interpretieren daraus resultierende Konflikte als Krise der Wissenschaft. Weitaus plausibler aber ist es anzunehmen, dass das Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft in einen Zustand der Normalität eingetreten ist. Für den Jülicher Risikokommunikationsforscher Hans Peter Peters⁴⁰ „deutet einiges darauf hin, daß gesamtgesellschaftlich betrachtet tatsächlich ein positives Vorurteil zerfällt und sich keineswegs ein negatives Vorurteil gegen Technik aufbaut.“ Die Sozialwissenschaftler Ernst Kistler und Dieter Jaufmann gehen noch einen Schritt weiter: „Zu allererst aufhören muß das Lamento der Techniker und Naturwissenschaftler, die vielfach in fast narzißtischer Sicht die Medien, die Journalisten und die unverständlichen (sich!) und die unverständigen Geisteswissenschaftler für schuld an einer angeblichen Technikfeindschaft erklären.“⁴¹

Die Vertreter des Paradigmas Wissenschaftspopularisierung sehen sich in einer Linie mit dem historischen Aufklärungsbegriff. Damals wie heute liegt einem solchen Aufklärungsbegriff allerdings das Konzept einer hierarchischen Beziehung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft zu Grunde. Wer ‚aufklärt‘, bestimmt – und zwar qua eigener Autorität –, wer sich ebenfalls noch als aufgeklärt betrachten darf: „[...] Aufklärung ist eine Operation, die man am anderen durchführt.“ hat der Soziologe Niklas Luhmann⁴² einmal sehr schön formuliert. Da ein Informationsbegriff, der die Möglichkeit objektiver und wertfreier Informationen behauptet, nicht aufrechterhalten werden kann, muss somit auch die Vorstellung von einer neutralen Aufklärung zurückgewiesen und stets nach den dahinter liegenden Interessen gefragt werden.

Dennoch bleibt diese Auffassung solange unproblematisch, wie es nicht zu einer öffentlichen Problematisierung des Verwissenschaftlichungsprozesses kommt. Mit ihr werden Wissenschaft und Technologie zum Gegenstand gesellschaftlicher Kontroversen, die gerade durch ihren nicht-wissenschaftlichen Ursprung gekennzeichnet sind. Der gesellschaftliche Widerstand gegen z. B. soziale und ökologische Begleiterscheinungen des wissenschaftlichen ‚Fortschritts‘ wird zunächst noch als eine Reaktion der überkommenen literarischen Kultur und ihrer „Maschinenstürmer“ abgetan – wie es z. B. der englische Physiker und Schriftsteller Charles Percy Snow 1959 in seiner vielbeachteten Schrift „The two cultures and the scientific revolution“ tut.⁴³ In der Folgezeit, als die Kritik in Form sozialer Bewegungen auch größere gesellschaftliche Kreise erfasst, wird sie pauschal als Fortschritts- und Technikfeindlichkeit diskriminiert. Auf diese Weise thematisiert man die gerade in den westlichen Industriegesellschaften immer drängender werdenden Folgen der Verwissenschaftlichung der Gesellschaft ausschließlich aus der Perspektive eines um seinen Führungsanspruch bangenden Wissenschaftssystems. Der recht schlichte Gedanke, durch die bloße Vermittlung wissenschaftlichen Wissens eine wissenschaftsfreundliche Bevölkerung zu erzeugen, wird zudem durch Studien widerlegt, die keinen eindeutigen Zusammenhang zwischen wissenschaftlicher Bildung und Wissenschaftsakzeptanz nachweisen können. Besonders augenfällig wird dies an der Etablierung so genannter wissenschaftlicher Gegenexperten. Es ist gerade die „Verwissenschaftlichung von Kontroversen“⁴⁴, die gegen einen eindeutigen Zusammenhang von Wissensstand und Akzeptanz spricht. Indem wissenschaftliches Wissen als Legitimationsressource in gesellschaftlichen Konflikten eingesetzt wird, und zwar auf allen Seiten, kann es gar keine Neutralität und übergeordnete Autorität mehr beanspruchen.

Das Paradigma Wissenschaftspopularisierung reagiert auf die Probleme, die sich aus dem zunehmenden Einfluss der Wissenschaft auf die Gesellschaft ergeben, mit einer Strategie, die auf eine weitere Verwissenschaftlichung von Gesellschaft aus ist. Eine solche Strategie – nämlich die fortgesetzte Vermittlung wissenschaftlichen Wissens – erscheint geradezu paradox. Indem man in der kognitiven Dimension auf die Orientierungsfunktion wissenschaftlichen Wissens und in der sozialen Dimension auf die Interessenneutralität und Einheit ‚der‘ Wissenschaft setzt, forciert man gerade diejenigen Tendenzen, die zu Konflikten zwischen Wissenschaft und Gesellschaft führen. Die Entscheidung, demokratische Willensbildungsprozesse an die Bedingung einer wissenschaftszentrierten Aufklärung zu koppeln, lässt auch das traditionelle Demokratie-Argument fragwürdig erscheinen. Wenn nicht-wissenschaftliche Bewertungskriterien für wissenschaftspolitische Entscheidungen potenziell abgewertet werden, und zwar zu Gunsten von Expertenwissen, findet nämlich gerade eine Beschränkung freier Willensbildung statt. Das im Paradigma Wissenschaftspopularisierung verwendete Demokratie-Argument zeigt somit deutliche Parallelen zu technokratischen Vorstellungen von Wissenschaftspolitik.

In diesem Zusammenhang ist hervorzuheben, dass auch die Befürworter der Wissenschaftspopularisierung auf nicht-wissenschaftliche Bewertungskriterien angewiesen sind, wenn sie die Akzeptanz der Wissenschaft einfordern. Innerhalb der Wissenschaft ist die Akzeptanz wissenschaftlicher Kommunikation nämlich sichergestellt – und zwar ungeachtet spezifischer Anschauungen und Positionen. Erst im Hinblick auf die Umwelt der Wissenschaft wird die Anerkennung wissenschaftlicher Erkenntnisse ungewiss und muss durch den Verweis

auf außerwissenschaftliche Bewertungskriterien wie z.B. Wirtschaftlichkeit oder Erleichterung politischer Planung legitimiert werden. Nur die Beschränkung der Diskussion auf die staatlich finanzierte Forschung erlaubt es dabei übrigens, stets auf den angeblich gesamtgesellschaftlichen Nutzen der Wissenschaft hinzuweisen. Der Popularisierungsbegriff muss sich notwendigerweise auf außerwissenschaftliche, also externe positive Bewertungen der Wissenschaft berufen. Indem er diese aber quasi mit dem ‚Wesen‘ der Wissenschaft verschmilzt und somit diesen Bewertungszusammenhang unsichtbar macht, kann er abweichende Bewertungen der wissenschaftlich-technischen Entwicklung ausgerechnet mit dem Argument disqualifizieren, dass sie außerwissenschaftlich bedingt und somit nicht angemessen seien. Hinter dieser – logisch betrachtet – schizophrenen Strategie verbirgt sich die Ideologisierung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts. Nur dieser ‚Trick‘ erlaubt es den Vertretern des Paradigmas, das, was sie selbst ständig vorführen, dem Wissenschaftsjournalismus und dessen Publikum als unzulässiges Selektionsverhalten vorzuwerfen.

5 Die Zweckprogrammierung des Journalismus

In der hier diskutierten Literatur wird noch nicht einmal ansatzweise in Erwägung gezogen, dass sich die Funktion journalistischer Wissenschaftsberichterstattung auch gegen die Interessen der Wissenschaft richten könnte. Es gibt kein anderes kommunikations- und medienwissenschaftliches Forschungsgebiet, in dem so offen und einmütig gefordert wird, dass sich der Journalismus an den Interessen und Kriterien seines Berichterstattungsgegenstandes auszurichten habe. Eine analoge Forderung wäre z.B., dass ein ‚Religionsjournalismus‘ für die gesellschaftliche Akzeptanz metaphysischer Orientierungsangebote zuständig sei. Journalismustheoretisch lässt sich dieses Vorgehen als eine Zweckprogrammierung beschreiben. Hierunter wird eine Ausrichtung des Journalismus an journalismusexternen Wirkungsabsichten verstanden, die ihm als invariantes Ziel gesetzt werden. Auch die Kriterien für die Beobachtung und die Auswahl von Ereignissen werden dem Journalismus hierbei vorgegeben. Die Zweckprogrammierung des Wissenschaftsjournalismus ist ein besonders prägnantes Beispiel dafür, wie die ‚eigentümliche‘ Operationsweise des Journalismus marginalisiert und journalismusexternen Funktionserwartungen untergeordnet wird.

Dies ist umso erstaunlicher, als sich in der Literatur durchaus des Öfteren Hinweise finden lassen, dass Journalismus als ein abgegrenzter Handlungsbereich mit eigenen Sinnstrukturen begriffen wird. So spricht z. B. Hömberg⁴⁵ von den „Bauprinzipien der Medienrealität“ und erklärt zudem, dass die wissenschaftlichen „Zugriffsweisen auf die Wirklichkeit [...] von ganz anderer Art [sind].“⁴⁶ Ruß-Mohl⁴⁷ bezeichnet Wissenschaft und Journalismus sogar als „Konkurrenzsysteme, die jedoch durch sehr unterschiedliche Erfolgskriterien gesteuert werden.“ Diese ‚Eigenständigkeit‘ des Journalismus wird jedoch nie auf ihre mögliche Funktionalität hin befragt. Vielmehr wird sie in geradezu frappierender Einmütigkeit als Beeinträchtigung einer idealen Wissenschaftsberichterstattung interpretiert. Journalismuswissenschaftliche Beobachtungen finden als bloße Beschreibung journalistischer Arbeitsbedingungen und vor allem Selektionskriterien statt. Alleiniger Zweck dieser Deskription scheint es zu sein, die grundsätzliche Unangemessenheit der Selektionsmechanismen aufzuzeigen, mit deren Hilfe Journalismus Gesellschaft beschreibt. Erstaunlich ist die Beharrlichkeit, mit der – trotz immer wäherender empirischer Enttäuschungen

- diese grundsätzliche Kritik an der journalistischen Selektivität vorgebracht wird. Sie wäre nur dadurch zu erklären, dass die Vertreter des Paradigmas Wissenschaftspopularisierung gerade darauf aus wären, die Dysfunktionalität der journalistischen Operationsweise nachzuweisen.

Das zentrale Manko der gesamten Wissenschaftsjournalismus-Forschung besteht in der Entscheidung, den journalistischen Selektions- und Darstellungsprogrammen keine eigenständige und unabhängige Funktion zuzugestehen. Mit der unreflektierten Gleichsetzung von Wissenschaftsjournalismus mit Wissenschaftsvermittlung wird Journalismus stattdessen den Eigeninteressen der Wissenschaft untergeordnet. Aus dieser Position muss die spezifische Operationsweise des Journalismus in den Mittelpunkt der Kritik rücken. Dies reicht bis hin zur Forderung, die journalistischen Selektionskriterien, die Ruß-Mohl⁴⁸ als nur ‚bedingt taugliche Faustregeln‘ bezeichnet, zu modifizieren oder sogar aufzuheben und durch ‚bessere‘ zu ersetzen. Es geht der Forschung daher auch gar nicht darum, die Leistungsfähigkeit eines autonom arbeitenden Journalismus zu erhöhen. Mit der grundsätzlichen Abwertung journalistischer Selektivität wird Journalismus gerade diese Leistungsfähigkeit abgesprochen, um ihn so auf wissenschaftszentrierte Kriterien der Informationsvermittlung verpflichten zu können.

Die Zweckprogrammierung des Wissenschaftsjournalismus ist aber nicht nur darauf angelegt, der journalistischen Selektivität kein eigenes Recht zuzugestehen. Wie die Studien zum ‚public understanding of science‘, also zur öffentlichen Wahrnehmung der Wissenschaft, zeigen, wird auch das journalistische Publikum nur nach dem Grad seiner wissenschaftlichen ‚Aufgeklärtheit‘ beurteilt. Auch hier zeigt sich, dass das Demokratie-Argument im Grunde auf einer Diskriminierung nicht-wissenschaftlicher Publikums-kriterien beruht. Dass auch die Selektivität des journalistischen Publikums als potenziell dysfunktional gilt, erklärt sich aus dem gesellschaftlichen Orientierungsanspruch der Wissenschaft, der im Paradigma behauptet wird. Auf Grund dessen werden andere als wissenschaftliche Wissens- und Rationalitätsformen abgewertet – sowohl die des Journalismus, der nur als ein Instrument zum Wissenstransport gilt, als auch die seines Publikums, das ausschließlich als ein Publikum für wissenschaftliche Belehrung konzipiert wird. Die Diskriminierung des so genannten Laienpublikums geht strategisch sogar der Zweckprogrammierung des Journalismus voraus – schließlich ist es ja die so genannte ‚breite‘ Öffentlichkeit, auf die sich die Hoffnungen oder besser Forderungen nach Subvention und Anerkennung der Wissenschaft richten.

Die Zweckprogrammierung des Wissenschaftsjournalismus hat zum Ziel, die spezifischen Selektionskriterien des Journalismus außer Kraft zu setzen. Zur Maßgabe für die journalistische Beobachtung von Wissenschaft wird damit die Perspektive des Wissenschaftssystems selbst. Die Gleichsetzung von Wissenschaftsjournalismus mit Wissenschaftsvermittlung kann daher als eine versuchte Entdifferenzierung von Wissenschaft und Journalismus beschrieben werden. In diese Richtung weist schon die Vorstellung, dass Wissenschaftsjournalismus zur wissenschaftlichen Außenkommunikation zu rechnen sei, genauso wie die zahlreichen Äußerungen zur wünschenswerten Partnerschaft von WissenschaftlerInnen und JournalistInnen, die schon immer zum festen Bestand der Diskussion gehörten. Würde die Zweckprogrammierung des Wissenschaftsjournalismus tatsächlich konsequent umgesetzt werden, so fielen journalistische Beobachtung und Selbstbeobachtung der Wissenschaft in eins. Wenn auf diese Weise eine unabhängige journalistische Beobachtung des Verhältnisses von

Wissenschaft und Gesellschaft verloren geht, so ist das die zwangsläufige Konsequenz einer Theorie des Wissenschaftsjournalismus, die sich in ihren zentralen Prämissen an den Interessen und der Rationalität der Wissenschaft ausrichtet. Für die gesellschaftliche Umwelt der Wissenschaft bedeutete das, sich in ihrer Beobachtung der wissenschaftlich-technischen Entwicklung und deren gesellschaftlichen Auswirkungen hauptsächlich auf die Perspektive und damit die Eigenauskunft des Wissenschaftssystems verlassen zu müssen. Diese Konsequenz ist kein Nebenprodukt, sie ist das erklärte Ziel im Paradigma Wissenschaftspopularisierung. Zwar scheinen einigen seiner Vertreter die Konsequenzen, die sich aus der normativen Funktionsbestimmung für den Wissenschaftsjournalismus ergeben, nicht vollständig bewusst zu sein; dies ändert jedoch nichts daran, dass die Zweckprogrammierung des Wissenschaftsjournalismus auf nichts anderes hinausläuft, als eine unabhängige journalistische Beobachtung der Wissenschaft zu verhindern.

Zweckprogrammierungen sind präskriptiv und eignen sich daher nicht zur Erklärung gesellschaftlichen Handelns. Die Wissenschaftsjournalismusforschung kann die empirisch beobachtbare Operationsweise des Journalismus nur noch im Hinblick auf die Erfüllung, in der Regel aber Nicht-Erfüllung ihrer Norm beschreiben. Anstatt eine theoretisch adäquate Beschreibung zu entwickeln, warum Journalismus Gesellschaft so beobachtet, wie er sie beobachtet, begnügt sie sich quasi mit der Verwaltung ihrer Wunschvorstellungen. Eine Theorie des Wissenschaftsjournalismus, die dessen Autonomie grundlegend in Frage stellt, läuft – ein einziges Mal konsequent zu Ende gedacht – darauf hinaus, ihren eigenen Gegenstand zu eliminieren. Das Vorgehen der Forschung erscheint umso erstaunlicher, als sich ihre normative Funktionsbeschreibung auch in empirischer Hinsicht als völlig unangemessen erweist: Seit nunmehr rund neunzig Jahren sieht die Forschung sich mit den immer gleichen ‚Defiziten‘ der Wissenschaftsberichterstattung konfrontiert. Dennoch denkt die Forschung nicht im Mindesten daran, alternative Erklärungsmöglichkeiten zu entwickeln. Dieser Umstand lässt sich nur dadurch erklären, dass sich die Forschung primär als Wissenschaft von der Wissenschaftskommunikation definiert, nicht aber als Wissenschaft vom Wissenschaftsjournalismus. Vor allem die einseitige Ausrichtung auf einen hierarchischen Begriff von Wissensvermittlung belegt, dass sich die Autoren des Paradigmas in erster Linie als Interessenvertreter der Wissenschaft begreifen. Diese Einstellung wird dann zum Problem, wenn sie nicht genügend reflektiert und in den Forschungsprozess miteinbezogen wird. Diese Reflexionsfähigkeit ist gerade bei der hier anstehenden Thematik gefordert: Immerhin geht es darum, dass die Wissenschaft denjenigen Journalismus beobachtet, der wiederum die Wissenschaft beobachtet – und dies nicht immer zu deren Gefallen.

Wenn sich so eine komplette Forschungsrichtung vor der reflexiven Kontrolle ihrer impliziten theoretischen Prämissen schützt, wirft das unweigerlich die Frage nach den dahinter stehenden Interessen auf. Meiner Ansicht nach besteht dieses Interesse in der normativen Gleichsetzung von Wissenschaftsjournalismus mit Wissenschaftspopularisierung. Diese erlaubt es, Journalismus wie selbstverständlich auf die Eigeninteressen der Wissenschaft auszurichten. Diese Zweckprogrammierung nimmt die Wissenschaftsjournalismus-Forschung sozusagen als Stellvertreterin des Wissenschaftssystems vor. Das Postulat der Fortschrittsfunktion von Wissenschaft und Technologie hat sich dabei als sehr wirkungsmächtig erwiesen: Das Paradigma Wissenschaftspopularisierung hat sich nicht nur in der deutschsprachigen und

angloamerikanischen Journalismusforschung unabhängig voneinander durchsetzen können, sondern ebenso auch in der materialistischen Kommunikationsforschung der DDR.

Auch die Journalismusforschung selbst wird auf das Ziel der Wissenschaftspopularisierung verpflichtet: So soll sie z. B. den Journalismus „bei der Hilfe geeigneter Selektionsraster [...] unterstützen.“⁴⁹ Die Forderung nach einer speziellen Wissenschaftsjournalistik wird mit der Feststellung zu legitimieren versucht, dass man es beim Wissenschaftsjournalismus mit „spezifischen Problemen“ zu tun habe, „die sich nicht auch ähnlich in anderen journalistischen Arbeitsfeldern stellen.“⁵⁰ Mit diesem Kunstgriff löst Ruß-Mohl die Forschung über Wissenschaftsjournalismus von den Erkenntnissen der übrigen Journalismusforschung ab. Gleichwohl wird behauptet, dass die so entwickelte Wissenschaftsjournalistik als wegweisend für die Wissenschaft vom Journalismus selbst anzusehen sei.⁵¹ Betrachtet man allerdings die Erkenntnisse, die dieser Forschungszweig bislang zusammengetragen hat, kann man diesen optimistischen Anspruch nicht teilen. Zweifellos hat die Wissenschaftsjournalismus-Forschung auf empirischem Gebiet erhebliche Anstrengungen unternommen. Sie hat es allerdings versäumt, diese Daten in einen erklärungskräftigen gesellschafts- und vor allem journalismustheoretischen Rahmen zu stellen. Gesellschaftstheorie und Journalismustheorie beschränken sich im Paradigma Wissenschaftspopularisierung auf die unreflektierte Setzung normativer Prämissen. Die Forschung verzichtet von vornherein auf den Versuch, die journalistische Berichterstattung über Wissenschaft aus einer journalismuswissenschaftlichen Perspektive zu erklären. Stattdessen misst sie den Wissenschaftsjournalismus ausschließlich am Ideal einer wissenschaftszentrierten Popularisierung.

6 Überlegungen zu einer Theorie des Wissenschaftsjournalismus

Die bisherigen Ausführungen sollten verdeutlichen, dass die bisherigen Überlegungen zur Funktion der journalistischen Wissenschaftsberichterstattung journalismustheoretisch in eine Sackgasse geführt haben. Anstatt die auf Dauer wenig ersprießliche Klage über die angeblichen Defizite des Wissenschaftsjournalismus fortzuführen, soll im Folgenden versucht werden, Hinweise zu einer alternativen Betrachtungsweise des Wissenschaftsjournalismus zu geben. Dies geschieht aus einer genuin journalismustheoretischen Sicht, d. h. aus einer Perspektive, die nach dem grundsätzlichen Verhältnis von Journalismus und Gesellschaft fragt und die spezifischen Ausprägungen der Berichterstattung als Ausdruck einer eigenständigen journalistischen Rationalität zu deuten sucht, die – wörtlich verstanden – Sinn macht. Die erste Konsequenz einer solchen Vorgehensweise besteht darin, eine Theorie des Wissenschaftsjournalismus nicht von einer übergreifenden Theorie des Journalismus und der öffentlichen Kommunikation zu entkoppeln. Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus, so die These, leitet sich vielmehr unmittelbar aus der gesamtgesellschaftlichen Funktion des Journalismus ab. Mit dieser Überlegung wird an die neueren Versuche in der Journalismustheorie angeknüpft, die Funktion des Journalismus mit Hilfe systemtheoretischer Überlegungen zu bestimmen.⁵²

6.1 Journalismus als Beobachter gesellschaftlicher Interdependenz

Aus Sicht der funktional-strukturellen Systemtheorie besteht das zentrale Problem der Gesellschaft in der Reduktion von Komplexität. Auf die Frage, wie überhaupt soziale Ordnung möglich werden kann⁵³, antwortet die Systemtheorie mit dem Begriff der Systembildung. Soziale Systeme reduzieren Komplexität, indem sie sich nach bestimmten Sinn-Regeln von ihrer Umwelt abgrenzen und sich im Folgenden nur noch mit ihrem eigenen Themenbestand beschäftigen – ohne allerdings für Einwirkungen ihrer Umwelt unempfänglich zu sein. Auf der gesellschaftlichen Ebene spricht die funktional-strukturelle Systemtheorie vom Vorgang der funktionalen Differenzierung. Damit ist gemeint, dass sich im Prozess der gesellschaftlichen Arbeitsteilung spezielle Funktionssysteme ausbilden, die exklusiv die Bearbeitung eines gesamtgesellschaftlichen Problems übernehmen.⁵⁴ Beispiele sind die Politik, die sich um die Herstellung allgemeinverbindlicher Entscheidungen ‚kümmert‘, oder das Wissenschaftssystem, das für die Produktion kognitiv geprüften Orientierungswissens verantwortlich zeichnet. Den Preis, den die Gesellschaft für diese Komplexitätssteigerung durch Systembildung zahlt, ist der Verlust gesellschaftlicher Einheit. Die wörtlich zu verstehende Eigensinnigkeit der Funktionssysteme führt nämlich dazu, dass es keine gesellschaftliche Position mehr gibt, von der aus über die Richtigkeit eines bestimmten Handelns entschieden werden kann: Was aus Sicht der Wissenschaft falsch ist, mag aus Sicht der Wirtschaft Gewinn bringend sein, was aus Sicht der Politik machtpolitisch vorteilhaft erscheint, wird aus Sicht des Rechtssystems als Unrecht verurteilt. Anders ausgedrückt: Das Risiko der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft liegt darin begründet, dass jedes Funktionssystem nur im Hinblick auf seine Eigenrationalität und -interessen agiert, potenziell also jederzeit die Interessen der Systeme in seiner Umwelt verletzen kann (so können wissenschaftliche Studien z. B. zum Verbot wirtschaftlich lukrativer Produkte führen). Umgekehrt sind die Funktionssysteme aber auch auf Ressourcen aus ihrer Umwelt angewiesen, um überhaupt fortexistieren zu können: So benötigt die Politik finanzielle Mittel, die sie z.B. durch die steuerliche Abschöpfung von Unternehmensgewinnen gewinnt, die Wirtschaft ist auf die Ausbildung ihre Arbeitskräfte im Erziehungssystem angewiesen usw.

Insgesamt entsteht so das Bild unserer hochgradig arbeitsteilig organisierten, ausdifferenzierten Gesellschaft, die durch äußerst komplexe Wechselbeziehungen (Interdependenzen) zwischen ihren einzelnen Funktionssystemen gekennzeichnet ist. Die Funktionssysteme sind darauf angewiesen, diese Interdependenzen ständig im Auge zu behalten, um sich rechtzeitig auf Veränderungen in ihrer Umwelt einstellen zu können. Würde diese Abstimmung zwischen den unterschiedlichen Operationsweisen der gesellschaftlichen Funktionssysteme nicht stattfinden, wäre die Folge ein Dauerkonflikt, der sämtliche Vorteile der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung zunichte machen würde. Die Aufgabe, ihre gesellschaftliche Umwelt ständig auf solche Ereignisse und Sachverhalte hin zu beobachten, die ihre eigene Operationsweise (positiv oder negativ) beeinflussen und somit zur Modifizierung ihrer Umwelterwartungen führen könnten, würde die einzelnen Systeme aber grundsätzlich überfordern.

Genau dieses Problem übernimmt der Journalismus. Die gesellschaftliche Funktion des Journalismus besteht in der Generierung und Kommunikation von Beobachtungen über die Interdependenzen, also die wechselseitigen Abhängigkeits- und Ergänzungsverhältnisse einer

funktional ausdifferenzierten Gesellschaft. Journalismus beobachtet die Gesellschaft stets im Hinblick auf solche Systemereignisse, die auch für andere Systeme von Relevanz sein könnten (so genannte Mehrsystemereignisse).⁵⁵ In diesem Sinne bietet Journalismus Orientierungshilfen für gesellschaftliches Handeln an. Entscheidend ist: Journalismus richtet sich in seiner Selektion prinzipiell nicht an den Relevanzkriterien des gerade beobachteten Systems aus, sondern immer an den Relevanzkriterien der gesellschaftlichen Umwelt dieses Systems. Tut er dies nicht, gerät er sofort in Korruptionsverdacht (mit diesem Vorwurf muss z. B. der Reisejournalismus leben), oder es wird ihm zumindest ‚Hofberichterstattung‘ vorgehalten. Die Vertrauenswürdigkeit des Journalismus, und dies ist keine neuartige Feststellung, hängt direkt davon ab, inwieweit er Distanz zu seinem Berichterstattungsobjekt hält (das unterscheidet ihn grundlegend von PR). Als ein professioneller Beobachter der Wechselbeziehungen bzw. Interdependenzen, die in einer hochgradig arbeitsteilig organisierten (funktional differenzierten) Gesellschaft an der Tagesordnung sind, muss er diese Distanz wahren – ansonsten würde kein Publikum seine Orientierungsleistung nachfragen.

6.2 Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus

Betrachtet man noch einmal die gesellschaftstheoretischen Prämissen des Paradigmas Wissenschaftspopularisierung, so wird deutlich, dass auch die Wissenschaftsjournalismusforschung vom Problem zunehmender gesellschaftlicher Interdependenz ausgeht – um nichts anderes geht es nämlich, wenn sie von der steigenden gesellschaftlichen Bedeutung von Wissenschaft und Technik redet. Auf diese Diagnose hin verpflichtet sie den Wissenschaftsjournalismus zu einer Berichterstattung nach Maßgabe wissenschaftlicher Qualitätskriterien. Eine Funktionsbeschreibung des Wissenschaftsjournalismus, die sich aus der zuvor skizzierten gesamtgesellschaftlich begründeten Funktion des Journalismus ableitet, hat demgegenüber zu betonen, dass es gerade die Distanz zum Wissenschaftssystem und dessen Rationalität und Interessen ist, die die gesellschaftliche Bedeutung des Wissenschaftsjournalismus ausmacht. Aus der oben getroffenen Funktionsbeschreibung des Journalismus ist schlüssig abzuleiten, dass Ereignisse im Wissenschaftssystem allein durch ihren Bezug zur Umwelt dieses Systems zu journalistischen Themen werden können. Das bedeutet, dass wissenschaftliche Kriterien für Neuigkeit und Relevanz für die journalistische Wissenschaftsberichterstattung prinzipiell ohne Bedeutung sind. Ein Journalist informiert nicht schon deshalb über ein wissenschaftliches Ergebnis, weil es produziert wurde und schon deshalb einen (Nachrichten-) Wert hätte. Dieser Ansicht sind vor allem Wissenschaftler. Ein Journalist informiert über dieses Ergebnis, weil es einen Bezug zur übrigen Gesellschaft aufweist, und zwar aus der Sicht dieser ‚übrigen Gesellschaft‘. Gerade in dieser Fremdbeobachtung liegt für die Umwelt des Wissenschaftssystems der Gewinn der journalistischen Beobachtung des Wissenschaftssystems begründet. Würde sich der Wissenschaftsjournalismus, wie im Paradigma Wissenschaftspopularisierung gefordert, an den Kriterien des von ihm beobachteten Systems ausrichten, könnte sich die gesellschaftliche Umwelt des Wissenschaftssystems nicht rechtzeitig auf mögliche Irritationen (ob positive oder negative) aus diesem System einstellen und entsprechende Erwartungen ausbilden – sie würde stets aufs Neue durch diese Irritationen überrascht werden.

Für eine zukünftige Theorie des Wissenschaftsjournalismus bedeutet das die generelle Abkopplung journalistischer Wissenschaftsberichterstattung vom Begriff der Wissenschaftspopularisierung. Ein Zusammenhang zwischen den zunehmenden (problematischen) Wechselbeziehungen von Wissenschaft und Gesellschaft und der Forderung nach einer wissenschaftlichen Aufklärung der Gesellschaft kann weder gesellschafts- noch journalismustheoretisch zwingend begründet werden. Mit der gleichen Berechtigung könnte auch ein in Legitimationsschwierigkeiten geratenes Religionssystem vom Journalismus einfordern, die Missionierung einer vermeintlich gottlosen Gesellschaft voranzutreiben. Gegen sämtliche noch so freundlich gemeinten Vereinnahmungsversuche dieser Art ist einzuwenden, dass es die von gesellschaftlichen Teilinteressen prinzipiell unabhängige Beobachterposition des Journalismus ist, die seine gesellschaftliche Funktion und damit auch Existenzberechtigung ausmacht. In diesem Sinne könnte gerade der in der Wissenschaftsjournalismusforschung unentwegt erhobene Vorwurf der ‚Realitätsverzerrung‘ als Indiz dafür gelten, dass der Wissenschaftsjournalismus seine gesellschaftliche Funktion erfüllt.

Abschließend ist zu fragen, wonach ein von seiner Popularisierungsaufgabe befreiter Wissenschaftsjournalismus bewertet und kritisiert werden kann. Wogegen sich jede anspruchsvolle Journalismustheorie wenden sollte, ist die unreflektierte Ausrichtung des Journalismus an Zweckbestimmungen aus seiner gesellschaftlichen Umwelt. Qualitätskriterien für den Wissenschaftsjournalismus müssen stattdessen direkt aus seiner gesellschaftlichen Funktion abgeleitet werden. In diesem Sinne wäre vor allem zu fragen, inwiefern er es der Gesellschaft ermöglicht, ihre Erwartungen gegenüber dem Wissenschaftssystem unabhängig von dessen Selbstdarstellung auszubilden. Hiervon leitet sich grundsätzlich das Vertrauen der Rezipienten in den Journalismus ab.⁵⁶ Anhand dieses obersten Qualitätskriteriums sollte die notwendige wissenschaftsjournalistische Fach-, Sach- und Vermittlungskompetenz bestimmt und überprüft werden. Vor allem aber muss der Wissenschaftsjournalist über ein reflektiertes Verständnis seiner Funktion verfügen und sich in erster Linie als Journalist verstehen. Die Wissenschaft vom Wissenschaftsjournalismus könnte ihm gerade hierbei entschiedener zur Seite stehen.

PD Dr. Matthias Kohring (geb. 1965 in Dortmund) ist Oberassistent im Bereich Medienwissenschaft an der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Seine Forschungsschwerpunkte sind: Vertrauen in Journalismus, Öffentliche Kommunikation und Journalismus, Risikokommunikation.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Kohring, Matthias: *Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus, Ein systemtheoretischer Entwurf*, Opladen 1997, sowie: Dornan, Christopher (1990): *Some problems in conceptualizing the issue of Science and the media*, in: *Critical Studies in Mass Communication*, 7. Jg. (1990), S. 48-71.
- 2 Stoklossa, Paul: *Der Inhalt der Zeitung, Eine statistische Untersuchung*, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*, 66. Jg. (1990), S. 555-565; S. 565.
- 3 Groth, Otto: *Die politische Presse Württembergs*, Stuttgart 1915, S. 132.
- 4 Deneke, Johann F. Volrad: *Arzt und Medizin in der Vor- und Frühgeschichte der modernen Publizistik*, in: *Publizistik*, 4. Jg. (1959), S. 195-210; S. 203.
- 5 Haber, Heinz: *Öffentliche Wissenschaft*, in: *Bild der Wissenschaft*, 5. Jg. (1968), S. 744-753; S. 748.
- 6 Vgl. WRK (= Westdeutsche Rektorenkonferenz): *Zur Öffentlichkeitsarbeit der Hochschulen und zur Einrichtung von Presse- und Informationsstellen, Erklärung der 86. Westdeutschen Rektorenkonferenz Bonn-Bad Godesberg*, 26. Januar 1971.
- 7 Brüggemann, Wolf Gunter: *Wissenschaft und Gesellschaft*, in: *die feder*, 22. Jg. (1973), Nr. 5, S. 22-25; S. 23.
- 8 *Studiengruppe „Journalismus und Wissenschaft“*, in: Universität Bielefeld (Hg.): *Forschungsbericht 1974*, Bielefeld 1975, S. 197-202; S. 197.
- 9 Ebd.
- 10 Roloff, Eckart Klaus/ Hömberg, Walter: *Wissenschaftsjournalisten, Dolmetscher zwischen Forschung und Öffentlichkeit*, in: *bild der wissenschaft*, 12. Jg. (1975), Nr. 9, S. 56-60.
- 11 Hömberg, Walter: *Wissenschaft und Journalismus, Forschungsprojekt an der Universität Bielefeld*, in: *Deutsche Universitäts-Zeitung vereinigt mit Hochschul-Dienst*, Nr. 14 (1974), S. 583.
- 12 *Klagenfurter Thesen zur Wissenschaftspublizistik, Ein Appell an die Öffentlichkeit*, in: Bammé, Arno/ Kotzmann, Ernst/ Reschenberg, Hasso (Hg.): *Unverständliche Wissenschaft: Probleme und Perspektiven der Wissenschaftspublizistik*, München 1989, S. 313-319; S. 313.
- 13 Ruß-Mohl, Stephan: *Journalistik-„Wissenschaft“ und Wissenschafts-Journalistik, Anmerkungen zu Theorie und Praxis des Wissenschaftsjournalismus*, in: *Publizistik*, 30. Jg. (1985), S. 265-279; S. 266.
- 14 Hömberg, Walter: *Wissenschaft und Journalismus, Forschungsprojekt an der Universität Bielefeld*, in: *Deutsche Universitäts-Zeitung vereinigt mit Hochschul-Dienst*, Nr. 14 (1974), S. 583.
- 15 Roloff, Eckart Klaus/Hömberg, Walter: *Wissenschaftsjournalisten, Dolmetscher zwischen Forschung und Öffentlichkeit*, in: *bild der wissenschaft*, 12. Jg. (1975), Nr. 9, S. 56-60.
- 16 Ebd., S. 56.
- 17 Hömberg, Walter: *Das verspätete Ressort, Die Situation des Wissenschaftsjournalismus*, Konstanz 1990, S. 15.
- 18 *Klagenfurter Thesen zur Wissenschaftspublizistik, Ein Appell an die Öffentlichkeit*, in: Bammé, Arno/ Kotzmann, Ernst/ Reschenberg, Hasso (Hg.): *Unverständliche Wissenschaft: Probleme und Perspektiven der Wissenschaftspublizistik*, München 1989, S. 313-319; S. 315, These 3.
- 19 Flöhl, Rainer (1977): *Die wissenschaftliche Information und die Öffentlichkeit oder „Die meisten Nachrichten sind falsch“*, in: Philipp, Franz-Heinrich (Hg.): *Information und Gesellschaft, Bedingungen wissenschaftlicher Publikation*, Frankfurt am Main/Stuttgart 1977, S. 197-206; S. 202 f.
- 20 Noelle-Neumann, Elisabeth/ Hansen, Jochen: *Technikakzeptanz in drei Jahrzehnten – in der Bevölkerung und in den Medien, Ein Beitrag zur Medienwirkungsforschung*, in: Krüger, Jens/ Ruß-Mohl, Stephan (Hg.): *Risikokommunikation. Technikakzeptanz, Medien und Kommunikationsrisiken*, Berlin 1991, S. 91-108; S. 103.

- 21 Hömberg, Walter: *Glashaus oder Elfenbeinturm? Zur Entwicklung und zur Lage der Wissenschaftskommunikation*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 28 (1980), S. 37-46; S. 42.
- 22 Geretschlaeger, Erich: *Wissenschaftsjournalismus in Österreich*, in: Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien und Salzburg (Hg.): *Österreichisches Jahrbuch für Kommunikationswissenschaft*, Salzburg 1979, S. 227-237; S. 229.
- 23 Flöhl, Rainer: *Experten und Öffentlichkeit*, in: Neuhaus, G. A. u. a. (Hg.): *Pluralität in der Medizin – der geistige und methodische Hintergrund*, Frankfurt am Main 1980, S. 162-166; S. 162.
- 24 Hömberg, Walter: *Wissenschaft und Journalismus, Forschungsprojekt an der Universität Bielefeld*, in: *Deutsche Universitäts-Zeitung vereinigt mit Hochschul-Dienst*, Nr. 14 (1974), S. 583.
- 25 Depenbrock, Gerd: *Journalismus, Wissenschaft und Hochschule, Eine aussagenanalytische Studie über die Berichterstattung in Tageszeitungen*, Bochum 1976, S. 18f.
- 26 Fischer, Heinz-Dietrich: *Massenmedien als Transportvehikel der Wissenschaft, Skizzen eines Spannungsverhältnisses*, in: *Bertelsmann Briefe*, Nr. 115 (1984), S. 25-32.
- 27 Flöhl, Rainer: *Experten und Öffentlichkeit*, in: Neuhaus, G. A. u. a. (Hg.): *Pluralität in der Medizin – der geistige und methodische Hintergrund*, Frankfurt am Main (1980), S. 162-166; S. 166.
- 28 Hömberg, Walter: *Glashaus oder Elfenbeinturm? Zur Entwicklung und zur Lage der Wissenschaftskommunikation*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 28 (1980), S. 37-46; S. 46.
- 29 Hömberg, Walter: *Das verspätete Ressort, Die Situation des Wissenschaftsjournalismus*, Konstanz 1990, S. 144.
- 30 Noelle-Neumann, Elisabeth/ Hansen, Jochen: *Technikakzeptanz in drei Jahrzehnten – in der Bevölkerung und in den Medien, Ein Beitrag zur Medienwirkungsforschung*, in: Krüger, Jens/ Ruß-Mohl, Stephan (Hg.): *Risikokommunikation. Technikakzeptanz, Medien und Kommunikationsrisiken*, Berlin 1991, S. 91-108; S. 103.
- 31 Vgl. Kepplinger, Hans Mathias/ Ehmig, Simone Christine/ Ahlheim, Christine (1991): *Gentechnik im Widerstreit, Zum Verhältnis von Wissenschaft und Journalismus*, Frankfurt am Main/New York 1991, sowie: Rothman, Stanley (1992): *Expertenurteil und Medienberichterstattung*, in: Wilke, Jürgen (Hg.): *Öffentliche Meinung. Theorie, Methoden, Befunde*, Freiburg/München 1992, S. 143-155.
- 32 Hömberg, Walter (unter Mitarbeit von Werner Degenhardt und Wolfgang Frantz): *Wissenschaftsjournalismus als Beruf. Berufsbild, Arbeitsweise und Selbstverständnis der Wissenschaftsjournalisten in der Bundesrepublik*, Unveröffentlichter Forschungsbericht, München 1982, S.3, sowie: Hömberg, Walter: *Das verspätete Ressort, Die Situation des Wissenschaftsjournalismus*, Konstanz 1990, S. 16.
- 33 Krüger, Jens/ Ruß-Mohl, Stephan: *Popularisierung der Technik durch Massenmedien*, in: Boehm, Laetitia/ Schönbeck, Charlotte (Hg.): *Technik und Bildung*, Düsseldorf 1989, S. 387-415; S. 413.
- 34 Hömberg, Walter (unter Mitarbeit von Werner Degenhardt und Wolfgang Frantz): *Wissenschaftsjournalismus als Beruf. Berufsbild, Arbeitsweise und Selbstverständnis der Wissenschaftsjournalisten in der Bundesrepublik*, Unveröffentlichter Forschungsbericht, München 1982, S. 117.
- 35 Hömberg, Walter: *Glashaus oder Elfenbeinturm? Zur Entwicklung und zur Lage der Wissenschaftskommunikation*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 28 (1980), S. 37-46; S. 45 f.
- 36 Noelle-Neumann, Elisabeth: *Wissenschaft bedarf der Dolmetscher*, in: *bild der wissenschaft*, 15. Jg. (1978), Nr. 6, S. 32.
- 37 Krüger, Jens/ Flöhl, Rainer: *Kein Platz auf dem Stundenplan, Wissenschaftsjournalismus in Forschung und Lehre*, in: *Deutsche Universitäts-Zeitung*, 38. Jg. (1982), Nr. 6, S. 18-21; S. 19.
- 38 Hömberg, Walter: *Glashaus oder Elfenbeinturm? Zur Entwicklung und zur Lage der Wissenschaftskommunikation*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 28 (1980), S. 37-46; S. 46.

- 39 Ruß-Mohl, Stephan: *Öffentliche Wissenschaft und professionelle Medienberichterstattung. Wissenschaftsvermittlung als Herausforderung für Wissenschaftler und Wissenschaftsjournalisten*, in: Ermert, Karl (Hg.): *Wissenschaft – Sprache – Gesellschaft*, Renburg-Loccum 1982, S. 156-163; S. 158.
- 40 Peters, Hans Peter: *Risikokommunikation und Akzeptanz*, in: Deutsches Atomforum e.V. (Hg.): *Kernenergie in der Verantwortung*, Bonn 1994, S. 53-78; S. 59.
- 41 Kistler, Ernst/ Jaufmann, Dieter: *Konzepte der Öffentlichkeitsarbeit angesichts des Einstellungswandels der Bürger zur Technik: „selling science“ oder „communicating science“?* In: Zimmerli, Walter Ch./ Sinn, Hansjörg (Hg.): *Die Glaubwürdigkeit technisch-wissenschaftlicher Informationen*, Düsseldorf 1990, S. 67-92; S. 90.
- 42 Luhmann, Niklas: *Über die Funktion der Negation in sinnkonstituierenden Systemen*, in: Luhmann, Niklas: *Soziologische Aufklärung, 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*, 2. Auflage, Opladen 1991, S. 35-49; S. 40.
- 43 Snow, Charles Percy: *Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz*, Stuttgart 1967.
- 44 Vowe, Gerhard: *Information und Kommunikation, Brücke zwischen Wissenschaft und Gesellschaft*, Opladen 1984, S. 43.
- 45 Hömberg, Walter: *Auswahlkriterien für Wissenschaftsnachrichten*, in: Ruß-Mohl, Stephan (Hg.): *Wissenschaftsjournalismus, Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis*, 2. Auflage, München 1987, S. 90-95; S. 95.
- 46 Ebd., S. 93.
- 47 Ruß-Mohl, Stephan: *Sozialwissenschaften in der Medienberichterstattung, Streitbare Thesen zum Verhältnis von Medien- und Wissenschaftsbetrieb*, in: *Soziologie*, Nr. 1 (1983), S. 13-27; S. 17.
- 48 Ruß-Mohl, Stephan: *Journalistik-„Wissenschaft“ und Wissenschafts-Journalistik, Anmerkungen zu Theorie und Praxis des Wissenschaftsjournalismus*, in: *Publizistik*, 30. Jg. (1985), S. 265-279; S. 273.
- 49 Ebd., S. 274.
- 50 Ebd., S. 268.
- 51 Ebd.
- 52 Vgl. zuzf. Kohring, Matthias: *Komplexität ernst nehmen, Grundlagen einer systemtheoretischen Journalismustheorie*, in: Löffelholz, Martin (Hg.): *Theorien des Journalismus, Ein diskursives Handbuch*, Opladen 2000, S. 153-168.
- 53 Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik, Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 2*, Frankfurt am Main 1981, S. 195 ff.
- 54 Luhmann, Niklas: *Soziologische Aufklärung, 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*, 5. Auflage, Opladen 1984.
- 55 Kohring, Matthias: *Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus, Ein systemtheoretischer Entwurf*, Opladen 1997, S. 242 ff.
- 56 Vgl. Kohring, Matthias: *Vertrauen in Journalismus, Theorie und Empirie*, Konstanz 2004.